

Donnerstag, 23. April

Auf dem Basar von Omdurman roch es angenehm nach Gewürzen und Kräutern, und es stank nach Schweiß und Dung. Die Händler riefen ihre Ware aus, die Rikschas und Esel schoben sich mühsam durch das Gedränge zwischen den Marktständen und Läden, und die vierzig Grad heiße Luft flimmerte. Beeilen konnte sich in dem Menschenstrom niemand, man kam nicht schneller voran als ein Lastkamel in der Karawane. Auf dem Markt herrschte ein geschäftiges Treiben, alle großen ethnischen Gruppen des Sudan waren vertreten: Araber, Masalit, Dinka, Zaghawa, Fur, Nuba, Tunjur, Meidob, Fellata ... Omdurman war das Herz des Sudan. Die sudanesischen Stämme hatten sich im Laufe der Jahrhunderte so miteinander vermischt, dass hier auch die Araber dunkelhäutig waren, manche tiefschwarz, andere etwas heller.

Leo Kara wartete voller Ungeduld auf sein Treffen mit Ewan Taylor. Ungeduldig war er immer, im Sudan jedoch eher selten. Es war erst kurz vor drei, um fünf Uhr wollten sie sich treffen.

Schon seit etwa zwei Stunden lief Kara durch die Straßen der Dreistadt Khartoum, Omdurman und Nord-Khartoum beziehungsweise Bahri, die am Zusammenfluss des Weißen und des Blauen Nil lag. Nach der Landung seiner Maschine gegen Mittag war er nur auf einen Sprung im Hauptquartier der UN im Sudan gewesen, um sich anzumelden und umzuziehen.

Der Schweiß floss ihm in kleinen Rinnsalen über die staubbedeckte Haut, seine Augen brannten, und die Sonne drang durch die kurzen blonden Haare seiner Igelfrisur und versengte ihm die Kopfhaut. Kara blieb am Stand eines einarmigen, von Fliegen umlagerten Händlers stehen, der lethargischer wirkte als seine Kollegen. Für zweihundert Dinar kaufte er sich eine weiße Schirmmütze und setzte sie auf. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und verzog

sich in den Schatten. Die Briten hatten auch in dieser Stadt zahlreiche Kriege geführt, 1885 unterlagen sie den Sudanesen nach einer langen Belagerung, und 1898 schlug Lord Kitchener die sudanesischen Truppen in der Schlacht von Omdurman. Kara hatte als Jugendlicher in der Internatsschule einfach zu viel britische Kriegsgeschichte pauken müssen.

Ewan hatte ihm nicht verraten, was für einem Verbrechen er in Khartoum auf die Spur gekommen war, sondern nur gesagt, dass seine Untersuchungen mit dem Schmuggel von Marschflugkörpern zusammenhingen. Irgendwie hatte Ewan es so gedeichselt, dass der Generaldirektor ihres Arbeitgebers, des Büros der Vereinten Nationen für Drogen- und Verbrechenbekämpfung UNODC, auch ihn nach Khartoum beorderte. Vielleicht brauchte Ewan jemanden, der Arabisch sprach, oder er wollte einfach nur ein paar Tage mit seinem Freund zusammenarbeiten.

Kara musste grinsen, als ihm einfiel, wie sie sich vor einer Ewigkeit kennengelernt hatten. Das war 1990 im Direktorenzimmer der Internatsschule von Winchester gewesen. Damals hatten sie mit heruntergelassenen Kniehosen und zusammengebissenen Zähnen dagesstanden und sich angeschaut, während der Direktor ihnen mit dem Zeigestock Schläge auf den nackten Hintern verpasste, dass es klatschte. Das war die Strafe dafür, dass sie geraucht hatten. Sie freundeten sich an und überstanden gemeinsam die fünfjährige Tortur in der erzkonservativen Knabenschule, auf die reiche Briten ihre mit einem silbernen Löffel im Mund geborenen Söhne schickten, um sie loszuwerden. Ewan und er waren den anderen von Anfang an ein Dorn im Auge gewesen, es reichte schon, dass sein Vater Finne und Ewans Mutter Inderin war.

Der Lärm von Omdurman ging ihm auf die Nerven, genau wie die Mopedfahrer und Rikschas, die im Kamikaze-Stil durch den chaotischen Verkehr kurvten. Doch alles in allem empfand er die Reise in den Sudan als willkommene Abwechslung nach den dienstlichen Aufgaben der letzten Monate. Im Februar hatte er niedergeschrieben, was irakische Mädchen über ihre schreckliche Zeit als Sexsklavinnen berichteten. Im März hatte er bei Ermittlungen zu den immer grausameren Morden einer Pariser Heroinliga geholfen,

und in den letzten Wochen hatte er ein Papier über Kindersoldaten erarbeiten müssen, die in den Einheiten eines Rebellen generals in Sierra Leone umgekommen waren. Die Bilder verwester Leichen tauchten vor ihm auf.

Er richtete seine Aufmerksamkeit auf ein paar halbnackte kleine Jungs. Sie stürzten sich gerade auf eine Falafel, die einem Araber heruntergefallen war, der ein weißes Thobe-Gewand und auf dem Kopf eine Kufija trug. Diese Jungen verbrachten ihr ganzes Leben in einer Welt, in der man um jede Brotkrume kämpfen musste, und dennoch lächelten sie über das ganze Gesicht.

Kara gefiel seine Arbeit im UNODC: Er durfte eigenständig umherreisen, es gab kaum stumpfsinnige Routineaufgaben, besondere Fähigkeiten auf dem Gebiet der zwischenmenschlichen Beziehungen wurden so gut wie nie verlangt, die Aufträge wechselten oft, und am wichtigsten war, dass er nur einen Vorgesetzten hatte, den er zudem selten sah. An dieser Stelle musste er mit Zähnen und Klauen festhalten, in den beiden Jobs vorher hatte er absoluten Mist gebaut.

Bei der Global Crisis Group, seiner ersten Anstellung, musste er den Hut nehmen, nachdem er seiner damaligen Freundin zuliebe an einer Demonstration gegen die Besetzung des Irak teilgenommen hatte, ohne zu bedenken, dass viele der amerikanischen Unternehmen, die im Irak Millionen Dollar scheffelten, Kunden seines Arbeitgebers waren. Zu allem Übel war er auch noch im Polizeiarrest gelandet und wegen gewaltsamen Widerstandes gegen Vollstreckungsbeamte angeklagt worden. Natürlich hatte er sich nicht heraushalten können, als die Bereitschaftspolizei und die Demonstranten aneinandergerieten. Sein Job als Datenanalytiker beim britischen Nachrichtendienst fand ein jähes Ende, als er seiner Vorgesetzten mitten in der wöchentlichen Besprechung der Gruppe, die Feldforschung betrieb, eindeutig zu verstehen gegeben hatte, sie könne ihn mal am Allerwertesten ... Das bereute er allerdings nicht, denn die Frau hatte Untersuchungsergebnisse ihrer Mitarbeiter gefälscht. Kara befand sich also bereits mit vierunddreißig Jahren in seinem Berufsleben gewissermaßen in der Verlängerung. Wenn man ihn beim UNODC feuerte, bliebe ihm nur eine Arbeit beim Straßenbau, falls es da überhaupt noch freie Stellen gab.

Kara überquerte die Brücke, die von Omdurman nach Khartoum führte, und schaute hinunter auf den Zusammenfluss von Weißem und Blauem Nil, wo die Tuti-Insel im Sonnenlicht badete.

Welchem Verbrechen war Ewan wohl auf die Spur gekommen? Was hatte der Schmuggel von Marschflugkörpern mit dem Sudan zu tun? Möglichkeiten gab es jedenfalls genug: Im Sudan lebten jede Menge radikale Islamisten und Anhänger von Terrorgruppen, und Khartoum war eines der Zentren des afrikanischen Waffen- und Sklavenhandels. Und im UNODC beschäftigte man sich mit der organisierten Kriminalität, also auch dem Menschenhandel, und ebenso mit dem Terrorismus.

*

Ewan Taylor wusste nicht, dass er zum letzten Mal jemandem die Hand gab. Er verabschiedete seinen Informanten so höflich, wie es sich für einen britischen Gentleman gehört, und setzte sich dann wieder an den Ecktisch im Restaurant »Amwaj«. Nun war es sicher, er würde am nächsten Tag Ruslan Sokolow treffen, den »Witwenmacher«, den berühmtesten Waffenhändler der Welt. Schon jetzt war er gespannt. Morgen würde sich herausstellen, ob seine schlimmsten Befürchtungen und sein Verdacht begründet waren.

»Im »Amwaj« speisen heute aber viele Einheimische«, dachte Taylor, als er einen gebeugten Mann in einer weißen Galabija mit einer Frau hereinkommen sah. Sie hatte schöne Augen und trug ein Toab-Gewand, das aus auffällig gemusterten Stoffstreifen zusammengesetzt war. Gewöhnlich aßen in den Restaurants der modernen Stadtteile von Khartoum nur Ausländer und die reiche Oberklasse des Sudan. Taylor wählte auf seinen Reisen in der Regel Gaststätten, die von den Ortsansässigen bevorzugt wurden, aber in Khartoum waren die für seinen Geschmack einfach zu heiß und zu schmutzig. Das klimatisierte »Amwaj« hingegen war ziemlich sauber und frei von unangenehmen Gerüchen, und sudanesishe Gerichte bekam man hier auch. Er bröckelte Käse mit Chilipulver in sein Saubohnenpüree »Foul Mudammas« und verscheuchte ein paar Fliegen, die so groß wie Käfer waren.

Im Sudan musste sich jeder genau überlegen, was er in den Mund

steckte, nahezu alle besonders schrecklichen Krankheiten der Welt nisteten im größten Staat des afrikanischen Kontinents. Selbst in der Hauptstadt Khartoum war es angebracht, nur in Restaurants zu gehen, die vom örtlichen UN-Hauptquartier empfohlen wurden. Er würde niemals vergessen, wie entsetzlich Janet Wilkinson von der Antikorruptionsabteilung ausgesehen hatte, nachdem sie vergangenen Sommer in Äthiopien an Leishmaniose erkrankt war, die durch von der Sandfliege übertragene Parasiten ausgelöst wurde. Die Narben der tiefen Geschwüre auf Janets Haut würden nie wieder verschwinden.

Taylors Gedanken schweiften ab. Wenn es ihm gelänge, die vom Witwenmacher organisierten illegalen Geschäfte mit Marschflugkörpern aufzudecken, dann würde man ihn garantiert befördern. Das käme nicht einen Augenblick zu früh, denn er arbeitete schon viele Jahre im UNODC. Alle seine Kollegen, die mit ihm zusammen zur gleichen Zeit dort angefangen hatten, waren schon ein- oder zweimal befördert worden. Ihn jedoch hatte man als Experten mit unterschiedlichen Aufgaben betraut und erst vom Wiener Hauptquartier des UNODC ins Länderbüro auf den Philippinen geschickt, dann nach Guatemala und schließlich in das Regionalbüro für Afrika und den Nahen Osten nach Kenia.

Mit Ausnahme der leichten Rebellion in den Jahren auf der Internatsschule hatte Ewan Taylor nie etwas riskiert. Aber jetzt wagte er es. Auch er wollte wenigstens einmal in seinem Leben Anerkennung erhalten, deswegen hatte er sich auf dieses Hasardspiel eingelassen. Er untersuchte die Raketengeschäfte des Witwenmachers ohne die Genehmigung seines Vorgesetzten, obwohl der Fall eigentlich in die Zuständigkeit des UN-Waffeninspektors gehörte, der das für den Sudan geltende Waffenembargo überwachte. Seinem Chef gegenüber hatte er behauptet, er reise in den Sudan, um mit den dortigen Behörden darüber zu verhandeln, wie der Waffenschmuggel der Janjaweed-Milizen aus Darfur in den Kongo unterbunden werden könnte. Natürlich würde er diese Gespräche auch noch führen, aber erst dann, wenn seine Ermittlungen zu den Raketengeschäften abgeschlossen waren.

Falls man ihn beförderte, könnte er mit seiner Familie Kenia ver-

lassen, und das war sein zweites wichtiges Ziel. Helen machte sich ständig Sorgen wegen der Ausschreitungen in Nairobi und um die Gesundheit ihres Sohnes Oliver. Seine Frau war schwanger und wollte vor dem errechneten Termin nach England zurückkehren. Das neue Familienmitglied würde irgendwann um den 11. Juli herum seinen ersten Schrei von sich geben. Auch der Name stand schon fest – Olivia. Ein warmes Gefühl durchflutete ihn, als er an die Momente mit Oliver im Kreißsaal dachte, er hatte seinem Erstgeborenen ein Wiegenlied vorgesungen, ganz falsch, aber voller Inbrunst.

Taylor stach die Gabel in das letzte Stück Schawarma, trank Wasser aus der Flasche und schaute auf seine Armbanduhr. In knapp zwei Stunden würde er Leo treffen. Er fand es amüsant, dass sie heutzutage Kollegen waren. Wer hätte gedacht, dass der schlimmste Störenfried in der Geschichte der Internatsschule von Winchester einmal in der gleichen Einrichtung arbeiten würde wie er. Taylors Gedanken schweiften zurück in die Zeit vor zwanzig Jahren. Er würde nie vergessen, wie ein blasierter Knabe, der einen albernen Witz über Leos finnische Herkunft gerissen hatte, gleich am zweiten Schultag eins mit dem Kricketschläger auf den Kopf bekam. Leo war unberechenbar und aggressiv, er selbst hingegen verstand es glänzend, jede noch so schwierige Situation durch seine Redegewandtheit zu meistern. Sie waren eben ein perfektes Team.

Ein heftiger Wortwechsel in Arabisch riss Taylor aus seinen Gedanken. Zwei Einheimische, die das Restaurant betreten hatten, wurden vom Kellner unsanft am Arm gepackt und wieder hinausgeführt. Die armen Kerle wussten genau, dass sie sich im »Amwaj« nicht einmal ein Glas Wasser leisten konnten, weshalb versuchten sie es trotzdem? Merkwürdig war auch, dass zwei andere Kellner rasch die hölzernen Fensterläden schlossen. Taylor zahlte, trat in die stickige Hitze hinaus und bekam Sand ins Gesicht, der Wind wehte heftiger als sonst. Er hob die Hand schützend vor die Augen und erschrak. Eine gewaltige rotbraune Wand wälzte sich aus dem Norden auf Khartoum zu – ein Haboob. Die Sandstürme aus der Sahara konnten eine Höhe von einem Kilometer und eine Geschwindigkeit von fünfzig Stundenkilometern erreichen. Gleich würde eine don-

nernde Staubwand so hoch wie ein Wolkenkratzer Khartoum unter sich begraben wie der Herbstnebel London.

Am liebsten wäre er umgekehrt, aber er musste in seine Wohnung, um die Enthüllungen des Informanten zu notieren, jetzt hatte er sie noch frisch im Gedächtnis. Wegen des heraufziehenden Sturms floss der Verkehr auf der Airport Road ruhig dahin, normalerweise herrschte hier ein wirres Durcheinander von Bussen, klapprigen Rostlauben, Limousinen, Mopeds, Rikschas, Menschen und Eseln. Deshalb behaupteten die Ausländer auch scherzhaft, in Khartoum gebe es sieben Millionen Menschen, aber nur zwei Ampeln. Doch egal, wie chaotisch der Verkehr war, es glich eigentlich einem Wunder, dass ein Staat, der seit über fünfzig Jahren fast pausenlos Krieg führte, mit solcher Ruhe und Gelassenheit funktionierte.

Gerade als Taylor eine Lücke im Strom der Fahrzeuge entdeckte und die Airport Road überqueren wollte, hörte er hinter sich das Aufheulen eines Motors, er drehte sich um und erblickte einen Geländewagen, der aus nur etwa zehn Metern Entfernung auf ihn zuraste. Er warf sich hin und rollte sich zusammen wie ein Igel, als der Wagen knapp einen Meter neben der Stelle, an der er eben gestanden hatte, gegen die Wand krachte. Ein stechender Schmerz zog durch seinen Arm, ein Splitter von der Stoßstange hatte sich ihm in die Haut gebohrt.

Vor Schreck war sein Hirn wie gelähmt, es dauerte einen Augenblick, bis er wieder auf den Beinen stand. Viel hätte nicht gefehlt, und er wäre jetzt tot. Der Geländewagen setzte zurück, hinter den getönten Scheiben war der Fahrer nicht zu erkennen. Dann brüllte der Motor wieder auf, der Jeep ruckte an und kam auf ihn zu. Jetzt begriff Ewan Taylor, worum es hier ging – man versuchte ihn umzubringen!

Er sprintete los, bog in die 15. Straße ein, hörte den jaulenden Motor hinter sich und raste in eine schmale Gasse, in die der Jeep nicht hineinpassen würde. Das Herz sprang ihm fast aus der Brust, die Angst trieb ihn, noch schneller zu rennen, was zum Teufel war hier im Gange? Das Gästehaus lag nur ein paar Häuserblocks entfernt, bis dahin würde er es vielleicht schaffen, dort wäre er in Sicherheit. Gleich würde der Haboob ihn überrollen, das UN-Hauptquartier war viel zu weit weg ...

Taylor lief kreuz und quer durch schmale Gassen und versuchte auszumachen, in welcher Richtung sich das Gästehaus befand. Der Sturm nahm zu, Sandstaub drang ihm in die Nasenlöcher und den Mund, die Augen brannten ... Wer war hinter ihm her? Hing das mit den illegalen Raketengeschäften des Witwenmachers zusammen?

Er blieb stehen, als ihm klar wurde, dass er die Mohammed-Najeeb-Straße erreicht hatte. Sein Atem rasselte, die Oberschenkelmuskeln schmerzten, und sandiger Schweiß lief ihm über den ganzen Körper. Nirgendwo rührte sich etwas. Die Menschen waren vor dem Haboob in die Häuser geflüchtet. Auch der Jeep war nicht zu sehen. Es wirbelte schon so viel Staub und Sand durch die Luft, dass Autos vermutlich nicht mehr fahren konnten, das hatte ihm möglicherweise das Leben gerettet. Jetzt musste er sich in Sicherheit bringen.

Taylor rannte über die Straße, nannte den phlegmatischen Wachleuten im Gästehaus seinen Namen und die Zimmernummer und trat durch das Eingangstor. Gott sei Dank, endlich in Sicherheit. Eine hohe Mauer umgab das dreigeschossige Gebäude, am einzigen Eingang hatten rund um die Uhr zwei Mann Dienst, und Videokameras überwachten den Hof und die Flure. Im Treppenhaus kauerte er sich hin, es tat gut, in aller Ruhe Luft ohne Sand einzuatmen.

Der Sturm tobte schon so heftig, dass Taylor Mühe hatte, die Fensterläden seines Zimmers zu schließen. Er versuchte erst mit dem Handy und dann mit dem Festnetztelefon das UN-Hauptquartier in Khartoum zu erreichen, aber der Haboob hatte alle Verbindungen unterbrochen. Er würde es erneut versuchen, sobald der Sturm nachließ.

Nachdem er ein Glas Maltwhisky getrunken und eine halbe Puros Richards von den Kanaren geraucht hatte, die einzige anständige Zigarre, die er in Khartoum auftreiben konnte, fühlte er sich ein wenig ruhiger. Er zog den abgenutzten Hocker an den noch verschlisseneren Sessel heran und legte die Beine hoch. Das bewachte Gästehaus war ein sicherer Ort, und sobald der Sandsturm sich legte, würden die UN bestimmt dafür sorgen, dass ihn jemand schützte, versicherte sich Taylor selbst. Und schon bald hätte er ja auch noch Leo an seiner Seite, ihm fielen nicht viele Männer ein, mit denen er lie-

ber zu dem Treffen mit dem weltweit berüchtigtsten Waffenhändler gegangen wäre. Jetzt durfte er nicht in Panik geraten, natürlich war so etwas zu erwarten gewesen, schließlich untersuchte er eines der größten illegalen Waffengeschäfte des Jahrtausends. Vermutlich war es auch dem Käufer der Marschflugkörper zu Ohren gekommen, dass er Erkundigungen anstellte. Vielleicht war er einem noch größeren Verbrechen auf der Spur, als er bisher angenommen hatte, ihm fielen die ukrainischen Marschflugkörper ein, die vor einigen Jahren an den Iran und China verkauft worden waren.

Draußen toste der Haboob, und das Blechdach des Gästehauses schupperte und rasselte wie ein ganzes Trommelorchester. Taylor saß an seinem Computer und gab die Hauptpunkte seines Gesprächs mit dem Informanten in die Datei mit seinen Aufzeichnungen zum Witwenmacher ein. Er speicherte sie auf demselben Stick, der auch alle anderen Dokumente zum Schmuggel der Marschflugkörper und zum Witwenmacher enthielt, und vergewisserte sich, dass keine Kopie der Datei auf der Festplatte verblieben war. Man konnte nie vorsichtig genug sein.

Urplötzlich flogen zwei Fensterläden auf und schlugen schep-pernd gegen die Außenwand des Hauses, Taylor erschrak furchtbar. Eine Woge aus Staub und Sand flutete herein. Er stürzte zum Fenster mit dem Arm vor seinen Augen. Die Sandkörner stachen auf der Haut wie Stecknadeln. Doch er griff hinaus, bekam den Rahmen eines Fensterladens zu fassen und tastete eben nach dem anderen, als sein Blick auf einen der Wachmänner fiel. Der lag in unnatürlicher Haltung vor dem Eingang, Blut hatte sein Hemd verfärbt. Und die Hand des anderen hing im Fenster der Wachstube. Es war immer noch jemand hinter ihm her. Er geriet in Panik.

Im Nu war er an der Tür und schaute durch den Spion auf den Flur – niemand zu sehen. Doch der Killer war auf dem Weg zu ihm, das wusste er. Vor lauter Angst konnte er nicht mehr klar denken. Er hatte keine Waffe, wo bekäme er Hilfe? Taylor vertippte sich zweimal, als er die Nummer des UN-Hauptquartiers wählte, aber die Telefone funktionierten immer noch nicht. Und es würde ihm auch niemand rechtzeitig helfen können. Die Furcht brannte im ganzen Körper, am liebsten wäre er geflohen, unsichtbar geworden oder

hätte irgendetwas anderes getan, nur um nicht erleben zu müssen, was unweigerlich näher rückte. Waren das die letzten Augenblicke seines Lebens?

Taylor befand sich nicht im Schockzustand. Er fühlte sich nicht unnatürlich ruhig oder heiter, er zitterte nicht, und sein Sehvermögen war nicht besser als sonst. Er hörte draußen immer noch den Haboob toben; das Krachen und Poltern verriet, dass der Sturm Gegenstände umherschleuderte. Taylor zuckte zusammen, als eine herumschwirrende Fliege auf seinem Handrücken landete. Das Entsetzen packte noch fester zu. Er sah den Killer mit dem eiskalten Blick schon vor sich, hörte den Schuss, spürte den Schmerz, die Todesangst, die Leere ... Vor allem aber wuchsen in ihm die Erbitterung und die Wut, dass gerade er so jung sein Leben verlieren musste. Nie dürfte er Olivia als Baby im Arm halten und sehen, wie seine Kinder heranwuchsen, mit Helen zusammen alt werden ...

Hier sollte er sterben? In diesem unpersönlichen Gästezimmer in Khartoum, umgeben nur von abgewohnten Möbeln, nach Zigarettenrauch riechenden Gardinen und einigen Fliegen? Einsamer konnte sich ein Mensch gar nicht fühlen. Helen und die Kinder würden sicher um ihn trauern, aber wie lange, ein Jahr oder zwei, und in fünf Jahren wären von ihm garantiert nur noch verblasste Erinnerungen und ein oder zwei Fotos auf dem Kaminsims übrig. Und Olivia würde ihren Vater nie erleben. Der unbekannte Killer wollte ihm seine Zukunft stehlen, die Hälfte seines Lebens, die noch vor ihm lag.

Taylor verriegelte die Fenster von innen, schob eine schwere Kommode vor die Tür und holte aus der Küche ein Messer, mehr fiel ihm nicht ein. Um Mut zu fassen, stellte er sich vor, wie er zur Waffe griff und sich auf den Killer stürzte ... Sein Puls beschleunigte sich noch mehr, und ihm wurde schwarz vor Augen, er fühlte sich schwach und unfähig. Er war kein Mann, der sich mit anderen schlug, im Gegenteil. Auch im Internat in Winchester hatte sich Leo für sie beide geprügelt. Lohnte es sich überhaupt, Widerstand zu leisten? Sofort fielen ihm etliche Varianten ein, wie er bei dem Versuch, den Killer zu besiegen, scheitern könnte. Seine Panik war so groß, dass ihm übel wurde. Er atmete heftig. Wie ein schlimmer

Traum kam es ihm vor, paralysiert und widerstandslos auf seinen Tod zu warten. Erinnerungen tauchten auf: Oliver im Sommerurlaub beim Baden an der Küste der Bretagne, Helen, wie sie im durchsichtigen Pyjama ihr Haar kämmte ...

Wenigstens würde er nicht umsonst sterben, beschloss Ewan Taylor, holte mit zitternder Hand den Stick aus der Hosentasche und eilte zu seinem Computer. Am Ende des Textes der Witwenmacher-Datei fügte er eine kurze Nachricht an, überlegte einen Augenblick und versteckte den Stick so, dass auf der ganzen Welt nur ein Mann imstande wäre, ihn zu finden. Dann krachte ein Schuss an der Tür, der ihn lähmte. Vor Angst bebend, schaute er zu, wie die Kommode von der Tür weggeschoben wurde. Ewan Taylor machte in die Hosen, er fühlte sich wie ein Kind, er wollte in Sicherheit sein, sich in einem Schoß verkriechen, an einem geheimen Ort verstecken, zu dem kein Mensch Zugang hätte ...

Sein Atem stockte, er schwankte und setzte sich auf den Fußboden. Er wollte nicht aufblicken und seinem Ende in die Augen sehen, aber ein Fünkchen Hoffnung lebte immer noch in ihm, vielleicht fiel ihm doch ein Ausweg ein ... Taylor hob den Kopf, und sein Gesicht verriet Fassungslosigkeit, als er sah, wer der Killer war. Er hatte einen entsetzlichen Fehler begangen und sein Leben in die falschen Hände gelegt, begriff Taylor, kurz bevor die Kugel, eine Winchester Black Talon, seinen Stirnknochen durchbohrte und im Lateralventrikel des Frontallappens einschlug.

»Wenn du wüsstest, welcher Sache du beinahe auf die Spur gekommen wärest ...«, sagte der Killer, der einen grünen Schutzanzug trug, und gab seinem Opfer den Gnadenschuss ins Herz. Dann machte er sich daran, das Zimmer systematisch zu durchsuchen.